

Das Verhältnis von Offenbarung, Philosophie und Geschichte

Zum Briefwechsel zwischen Karl Barth und Rudolf Bultmann

Anfang Mai erscheint im Europäischen Verlag Zürich der Briefwechsel zwischen Karl Barth und Rudolf Bultmann. Das Buch enthält kein umfangreiches Œuvre. Der Briefwechsel selbst umfaßt nur 150 Seiten, dazu kommt ein 70seitiger Anhang. Dennoch gehört er zu den theologisch interessantesten und aufregendsten Schriften der letzten Jahrzehnte. Der SWF hat ihm am 3. April eine eigene Sendung gewidmet. Der von W. Strolz (Freiburg) verfaßte Beitrag hält nicht nur die wichtigsten Passagen des Briefwechsels fest, sondern dokumentiert methodisch streng das gegensätzliche Grundverständnis der beiden großen protestantischen Theologen, das bis heute die evangelische Theologie durchzieht und das auch auf die katholische Theologie Einfluß nimmt. Wegen ihres besonderen Informationswertes wollten wir die Sendung unseren Lesern im Wortlaut zugänglich machen.

Als Karl Barth 1919 in Bern die erste Auflage seines Römerbriefes erscheinen ließ, begann sich damit in der evangelischen Theologie eine epochale Wende abzuzeichnen. Aufgewühlt durch den Ersten Weltkrieg und durch das damals offenkundig werdende Versagen der Exegese, Ethik und Dogmatik, welches auf den theologischen Idealismus und Liberalismus des 19. Jahrhunderts zurückweist, widersetzte sich Barth dieser Überlieferung in leidenschaftlich bewegter Sprache, und in prophetischen Kritikern des Christentums wie Kierkegaard, Dostojewskij, Overbeck erkannte er seine Kampfgefährten. Auf einem methodisch noch nicht abgegrenzten Feld, im Ringen um ein ursprüngliches Verständnis des Neuen Testaments weithin auf sich allein gestellt, verkündete Barth die radikale Krisis der Zeit durch das Wort Gottes, Jesus Christus als das „Ärgernis“, an dem die Religion und alle Formen der sog. „natürlichen Theologie“ zuschanden werden. Im Rückgriff auf die Theologie der Reformatoren des 16. Jahrhunderts entdeckte er die Andersartigkeit und Unvergleichbarkeit Gottes, die Souveränität seines Wortes, über die oder an dessen Seite vom Menschen aus schlechthin nichts gesetzt werden kann. Der Stein des Anstoßes war, so formulierte es Barth Jahrzehnte später in einem Vortrag: „Gottes Göttlichkeit, Gottes Eigenständigkeit und Eigenart nicht nur dem natürlichen, sondern auch dem geistigen Kosmos gegenüber, Gottes schlechthin einzigartige Existenz, Macht und Initiative vor allem in seinem Verhältnis zum Menschen. So und nur so meinten wir die Stimme des Alten und des Neuen Testaments verstehen, von da und nur von da aus meinten wir fortan Theologen und insbesondere Prediger, *ministri Verbi Divini* sein zu können.“

„Auf getrennten Bergen“

Diese theologische Situation muß man sich vor Augen halten, wenn man darangeht, den von B. Jaspert herausgegebenen Briefwechsel Karl Barths mit Rudolf Bultmann zu lesen. Er umfaßt die Zeit von 1922 bis 1966. Diese beiden großen Theologen haben nicht nur die Theologie der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts entscheidend beeinflußt. Ihre voneinander so scharf unterschiedenen Grundpositionen bestimmen die theologische Ausein-

andersetzung und ihre Auswirkung auf die Verkündigung der christlichen Botschaft auch heute noch im Modus der Nachfolge und des heftigen Widerspruchs. Barth und Bultmann begegneten einander zum erstenmal während Barths Marburger Studienzeit 1908/09. Der Briefwechsel beginnt mit einem Schreiben Bultmanns vom 9. April 1922, worin er sich auf seine ausführliche und weitgehend zustimmende Besprechung der zweiten, völlig überarbeiteten Auflage des Römerbriefes bezieht. Barth sagt mehr als 40 Jahre später, daß es damals auf Grund des zweiten „Römerbriefes“ für eine Weile zu einer beträchtlichen Nähe zwischen ihm und Bultmann gekommen sei. Aber schon die folgenden Briefe Bultmanns zeigen, daß die beiden in der Sache, um die es ihnen geht, einander nahe sind und doch „auf getrenntesten Bergen wohnen“. Die Pflicht zur begrifflichen Klarheit ist für Bultmann ein unaufgebbarer Maßstab seiner exegetischen Bemühungen. Das „Entweder-Oder“-Denken Barths überspringt nach der Meinung Bultmanns die zeitgeschichtlichen Bindungen des biblischen Textes. In einem längeren Brief vom Silvester-tag 1922 spricht er davon gegenüber Barth ausdrücklich, wenn er schreibt:

„Aber auch wenn der Geist Christi die Krisis ist, in der sich das Ganze, also auch das Glaubenszeugnis, befindet, so gibt doch die Tatsache, daß es Glaubenszeugnisse gibt, erst der exegetischen Aufgabe am Römerbrief ihren Sinn. — Damit bestreite ich nicht, daß Kritik oft irreführen kann, und daß es Exegeten gibt, die es mit dem Treueverhältnis nicht ernst nehmen; aber ich glaube, daß die Tatsache, daß der Geist Christi nicht mit andern Geistern zu koordinieren ist, sondern die Krisis des Ganzen ist, nicht die Aufgabe der Kritik, von der ich in meiner Besprechung redete, ad absurdum führt.“

Die Rolle Heideggers

Der erste Brief Barths an Bultmann stammt vom 9. Oktober 1923. Darin teilt er mit, daß das Problem der Offenbarung für ihn das entscheidende sei. Dessen Exposition sei ihm noch nicht klar. Aber schon im April 1924 heißt es in einem Brief, daß er sich den Kopf darüber zerbreche, wie man eine Dogmatik mache. Auf einer Postkarte vom 4. Juli 1924 läßt Bultmann erstmals den Namen des Philosophen *Martin Heidegger* fallen. Dieser Name wird von nun an im Briefwechsel oft vorkommen, denn Bultmann war mit Heidegger nicht nur während seiner Marburger Zeit, also zwischen 1923 und 1928, freundschaftlich und in engem Arbeitskontakt verbunden, sondern blieb es auch nach dessen Weggang. Bultmann versucht Barth in mehreren Briefen auf die Bedeutung des Heideggerschen Denkens aufmerksam zu machen, und er teilt ihm auch schon mit, inwiefern dieses auf seine theologische Exegese einwirke, nämlich „durch die grundsätzliche Frage nach der Möglichkeit des Verständnisses der Geschichte überhaupt...“ Barth können diese Hinweise nicht aus seiner Reserve herauslocken. Was Heidegger betrifft, stellt er sich weder ausdrücklich seiner Denkweise noch geht er zunächst der Beziehung nach, die zwischen ihr und Bultmanns Auslegung des Neuen Testaments besteht.

Heidegger hatte in einem erstmals am 9. März 1927 gehaltenen Vortrag das Verhältnis von „*Phänomenologie und Theologie*“ umrissen. Dieser Text ist erst im Jahre 1970 veröffentlicht worden und „Rudolf Bultmann in freundschaftlichem Gedenken an die Marburger Jahre“ gewidmet. Er enthält wohl die schärfste Unterscheidung der Sache des Denkens von der Sache der Theologie, die in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts von philosophischer Seite überhaupt gegeben wurde. Sie kommt der Grundposition Barths näher als dem Versuch Bultmanns, durch Kategorien, die aus der existentialen Analytik gewonnen sind, die Glaubensmöglichkeit zu bestimmen. „Theologie kann“, nach Heidegger, „den Glauben nur erschweren, das ist näherbringen, daß die Gläubigkeit gerade nicht durch sie — die Theologie als Wissenschaft —, sondern einzig nur durch den Glauben gewonnen werden kann. So kann die Theologie den in der Gläubigkeit als ‚geschenkter‘ Existenzweise liegenden Ernst ins Gewissen schlagen lassen. Theologie ‚kann‘ dergleichen, d. h. sie vermag es, und zwar nur *möglicherweise*.“ Dort, wo Heidegger dann von der Aufgabe der systematischen Theologie spricht, trifft er sich fast wörtlich mit der Auffassung Barths, wenn er sagt: „Je eindeutiger sich die Theologie der Anwendung irgendeiner Philosophie und ihres Systems entschlägt, um so *philosophischer* ist sie in ihrer eigenbürtigen Wissenschaftlichkeit.“ Der Gegensatz zwischen Barth und Bultmann in ihren Bemühungen um eine radikale Neubesinnung auf die Sache des Christlichen bricht zum erstenmal im Briefwechsel des Sommers 1928 unüberhörbar auf. Wiederum ist es Bultmann, der den Anstoß dazu durch seine schriftlichen Bemerkungen zu Barths beginnender Dogmatik gibt. Er wirft Barth vor, daß er darin auf die Auseinandersetzung mit der modernen Philosophie verzichte und „naiv die alte Ontologie aus der patristischen und scholastischen Dogmatik“ übernehme. „Sie verachten souverän die moderne philosophische Arbeit, also vor allem die Phänomenologie.“ Bultmann formuliert seine Kritik noch schärfer, indem er Barth eindringlich zu verstehen gibt, daß die Philosophie unter der Verantwortung der „Wahrheitsfrage“ stehe und demgemäß nicht übergangen werden könne. Dann heißt es wörtlich:

„Wenn nun die kritische Arbeit der Philosophie, die sich dauernd, und gerade jetzt mit erneuter Bewußtheit und Radikalität, vollzieht, ignoriert wird, so ist die Folge, daß die Dogmatik mit den unkritisch übernommenen Begriffen einer alten Ontologie arbeitet. Das aber ist bei Ihnen der Fall. Richtig ist, daß die Dogmatik mit einer Philosophie, sofern sie systematisch ist, nichts zu tun haben darf; ebenso richtig aber auch, daß sie von einer Philosophie, die kritische (ontologische) Forschung ist, lernen muß.“

In den Augen Bultmanns verwendet Barth nicht die richtigen Begriffe. Besonders vermißt er die Kategorien eines echt geschichtlichen Denkens, wie sie Heidegger im ersten Teil seines 1927 veröffentlichten Hauptwerkes „*Sein und Zeit*“ ausgearbeitet hatte. Barth antwortet innerhalb weniger Tage auf die Vorwürfe seines Kollegen, indem er zugibt, „daß ein Anderer in Sachen einer sauberen Begrifflichkeit Besseres leisten kann als ich“. Ohne verstockt zu sein, teilt er Bultmann dann unmißverständlich mit, warum er ihm nicht folgen könne:

„Aber es ist nun einmal so, daß mir keine Philosophie so auf den Leib gerückt ist, wie Ihnen offenbar die Heideggersche, so daß ich nun unter dem Zwang stünde, mein

Denken durchaus gerade an Ihrem Maßstab zu messen und entsprechend zu säubern. Es ist ferner so, daß ich einen tiefen Abscheu in mich aufgenommen habe angesichts des Schauspiels, wie die Theologie es immer wieder vor allem der Philosophie ihrer Zeit recht machen wollte und daneben ihr eigenes Thema vernachlässigte.“

Die Andersartigkeit der Offenbarung

Barth betont mit großer Entschiedenheit gegenüber der Philosophie in jeder Gestalt die *Andersartigkeit* der biblischen Offenbarung. Daß er in ihrer dogmatischen Auslegung nicht ganz auf philosophische Begriffe verzichten kann, ist ihm klar, aber diese Anleihe ist nicht der Angelpunkt der Exegese. „Mein Anliegen ist“, heißt es weiter in diesem Brief, „die Stimme der Kirche und der Bibel auf alle Fälle zu hören und hören zu lassen und wenn ich dabei in Ermangelung eines Besseren eine Strecke weit aristotelisch denken müßte.“ Bultmann wäre der letzte, der diese Zielsetzung eines Theologen nicht anerkennen würde. Aber die Wege, ihrer würdig zu werden, sind und bleiben bis zum Ende des Briefwechsels bei Barth und Bultmann verschieden. „Das Verlangen zur kritischen Verständigung“ ist bei Bultmann zweifellos größer. Immer neu setzt er dazu an, Barth zu einer gründlicheren Antwort herauszufordern oder für Vorträge und Ausprachen innerhalb der Marburger Theologenschaft zu gewinnen. Barth aber traut der Seinslehre Heideggers nicht, wenn sie dazu dienen soll, der Theologie aus ihrer tiefen Krisis herauszuhelfen oder wenn sie zum Ausgangspunkt für die Umschreibung der menschlichen *Möglichkeit* des Glaubens gemacht wird. Nach einem Besuch in Marburg Anfang 1930 kehrt Barth bekümmert nach Münster zurück, wohin er 1927 als Professor für systematische Theologie von Göttingen aus berufen worden war. Im Rückblick auf die geführten Gespräche schreibt er am 5. Februar an Bultmann:

„Von mir aus gesehen bedeutet das, was offenbar, wenn auch in verschiedener Weise im Unterschied zu mir Ihrer Aller Anliegen ist, so etwas wie eine großartige Rückkehr zu den Fleischtöpfen Ägyptens. Ich meine damit: Sie sind, wenn mich nicht alles täuscht, Alle miteinander dabei, den Glauben aufs neue — gewiß in einer sehr neuen und von der Theologie des 19. Jahrhunderts sehr verschiedenen Weise — als eine menschliche Möglichkeit oder wenn Sie wollen als begründet in einer menschlichen Möglichkeit verstehen zu wollen und damit die Theologie aufs neue der Philosophie in die Hände zu liefern.“

Barths Widerspruch gegenüber einer natürlichen Theologie, die ihre Ansätze „im Rahmen eines untheologisch gewonnenen Vorverständnisses“ gewinnt, bleibt in seiner Auseinandersetzung mit Bultmann schroff und unabgeschwächt, obwohl die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden deshalb nie abgebrochen werden. In einem Brief vom 27. Mai 1931 greift Barth das Hauptproblem, den eigentlichen Grund der Differenz zwischen ihm und der Marburger Theologie anlässlich von Bultmanns Frage, warum er im Herbst 1930 sich den Marburgern nicht zur Diskussion gestellt habe, wieder auf und schreibt:

„Ich meine, daß Sie mit Ihrer Verhältnisbestimmung von Anthropologie und Theologie das 18. und 19. Jahrhundert so wenig los geworden sind, daß sie das alte unverächtliche Diktat der modernen Philosophie unter dem

neuen Heideggerschen Vorzeichen so wenig erkannt und abgewiesen haben, daß ich mich bei Ihnen schließlich einfach in dasselbe Diensthäus Ägyptens zurückversetzt fühle, das wir nach meiner Auffassung mit der Absage an Schleiermacher und mit dem neuen Anknüpfen an die Theologie der Reformatoren verlassen haben sollten.“

Eine lange Unterbrechung

Am 14. Juni 1931 antwortet Bultmann auf diesen Brief Barths mit der Feststellung, daß er ihn „schmerzlich bewegt“ habe. Er fordert seinen Kollegen auf, sich auf eine öffentliche Diskussion einzulassen, um endlich an den Tag zu bringen, worin die Vorwürfe Barths begründet sind. Aber auch diese Aufforderung wird nicht angenommen. Barth schreibt an Bultmann, daß ihn „einfach innerhalb der Grenzen der Humanität gesagt: ein anderes Lebensgefühl“ von der Marburger Theologie trenne. Die Differenz zwischen Christologie und Anthropologie bleibt, auch in den Jahren nach der Machtergreifung Hitlers bis 1937, dem Jahr, von dem an der Briefwechsel für mehr als 13 Jahre unterbrochen wird, der Hauptstreitpunkt zwischen den beiden Theologen. Er wird jedoch zunächst von der Suspendierung Barths am 26. 12. 1934 überschattet. Er verweigerte zwar nicht grundsätzlich die Eidesleistung auf den „Führer“, verlangte aber in der Formel den Zusatz „soweit ich es als evangelischer Christ verantworten kann“. Zur Klarstellung dieser Sache wechselt Barth einige Briefe mit Bultmann. Barth wurde am 21. Juni 1935 in den Ruhestand versetzt und ging wenige Tage später als Ordinarius nach Basel. Von hier aus kommt er in einem Brief vom 22. Dezember desselben Jahres noch einmal auf die geschichtlichen Ereignisse der neuesten Zeit zurück, und zwar im Zusammenhang mit einer Kritik an Predigten Bultmanns. Barth wiederholt beharrlich seine früheren Einwände und schreibt:

„Ich sehe angesichts Ihres Kreisens um die Existenz des Glaubenden — wie ich sie auch in diesen Predigten wiederfinde — nicht ein, inwiefern Sie nun eigentlich, nachdem allerlei Pulverdampf sich verzogen hat, das Schema der Theologie des 18. und 19. Jahrhunderts durchbrochen haben. War es nicht eine schmerzliche Bestätigung dessen, daß wir an entscheidender Stelle noch nicht beieinander sind: daß sich im Kirchenkampf zwischen Marburg und Bonn so gar keine Einigkeit erzielen ließ, daß Sie den Eid, über den ich ‚gestolpert‘ bin, ruhig geschworen haben und auch mich dazu veranlassen wollten...“

Im September 1950 nimmt Bultmann den Briefwechsel mit Barth wieder auf. Der Herausgeber sagt leider nichts über die Gründe dieser langen Unterbrechung. Mitte November 1952 schickt Bultmann mit einem längeren Brief ein ganzes Bündel von kritischen Anmerkungen zu Barths im gleichen Jahr unter dem Titel „*Rudolf Bultmann. Ein Versuch, ihn zu verstehen*“ veröffentlichten Schrift. Von der Marburger Position aus gesehen ist dies der Höhepunkt im Briefwechsel mit Barth. Bultmann versucht geduldig und in aller wissenschaftlichen Strenge Barth klar zu machen, was es mit dem Programm der Entmythologisierung auf sich hat. Er teilt ihm mit, daß es ihm auf eine ontologische Besinnung ankomme, aus der hervorgehe, „mit welchen Begriffen von Wirklichkeit, von Sein und Geschehen wir in der Theologie eigentlich arbeiten...“ Die Situation des heutigen Menschen verlange nach einer existentialen Interpretation der Verkündigung und diese sei nur möglich durch die „Befreiung vom mythologischen

Weltbild der Bibel“. Bultmann rügt dann an Barth das Übergehen der Existenzphilosophie und der modernen Dichtung, ohne deren Kenntnis es schwerlich möglich sei, das veränderte Welt- und Zeitgefühl unserer Mitmenschen zu verstehen.

Den gemeinsamen Schlüssel nicht gefunden

In den Anmerkungen zu Barths Schrift setzt Bultmann dem, der ihn nicht verstehen kann, hart zu. Er fragt Barth nach den Voraussetzungen seiner Theologie und insbesondere nach der Beziehung zwischen dem Wort des Neuen Testaments und dem jeweils bei jeder Interpretation unabweislich ins Spiel kommenden Vor- und Selbstverständnis des Auslegers. Aber gerade diesem gegenüber, insofern es bei Bultmann an die leitenden Kategorien von Heideggers „Sein und Zeit“ gebunden ist, bleibt Barth äußerst skeptisch. Bultmann hingegen insistiert auf seiner Frage, wie denn Barth ohne Vorentscheidung an die Bibel herangehen könne. „Denn Sie können“, heißt es in den Anmerkungen, „doch so wenig wie irgendein Mensch ohne Voraussetzungen und ohne Fragestellung an einen Text herangehen. Und selbst wenn Sie behaupten, daß die einzig legitime Voraussetzung die Voraussetzungslosigkeit sei, so müßte ich fragen, was denn Voraussetzungslosigkeit bei einem geschichtlich existierenden Individuum bedeutet.“ Nach Bultmann sind die meisten Zweifel Barths darin begründet, daß er den Sinn der Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins verkennt und den Begriff der Wirklichkeit undiskutiert läßt. Die gegenseitige Beeinflussung von Existentialphilosophie und Theologie ist für Bultmann evident. Er verweist für die Auswirkung spezifisch theologischer Einsichten innerhalb der modernen Philosophie auf Paulus, Augustin, Luther, Kierkegaard, Heidegger und Jaspers. Bultmann schließt seine Anmerkungen mit einem Figaro-Zitat, das, über aller sachlichen Unnachgiebigkeit in der wissenschaftlichen Argumentation, einen versöhnlichen Mozart-Ton anklingen läßt, den Barth selbst auf der letzten Seite seiner Schrift über Bultmann schon angeschlagen hatte.

Am Weihnachtsabend des Jahres 1952 bedankt sich Barth für die Marginalien Bultmanns in einem denkwürdigen Brief, in dem er einleitend in einem großartigen Bild schildert, warum sie nicht zusammenkommen können:

„Ist es Ihnen klar, wie wir dran sind — Sie und ich? Mir kommt es vor: wie ein Walfisch (kennen Sie das wunderbare Buch von Melville ‚Moby Dick‘? Es müßte auch Ihnen nur schon wegen der darin entfalten Mythologie dieses Tieres köstlich sein!) und ein Elefant, die sich an irgend einem ozeanischen Gestade in grenzenlosem Erstaunen begegneten. Vergeblich, daß der Eine seinen Wasserstrahl haushoch emporschickt. Vergeblich, daß der Andere bald freundlich, bald drohend mit seinem Rüssel winkt. Es fehlt ihnen an einem gemeinsamen Schlüssel zu dem, was sie sich, ein Jeder von seinem Element aus und Jeder in seiner Sprache, offenbar noch so gern sagen möchten.“

Was Barth dann konkret zu den kritischen Einwänden Bultmanns sagt, ist im wesentlichen eine Wiederholung der Ablehnung der existentialen Interpretation des Neuen Testaments. Barth ist nach wie vor der Meinung, daß Bultmann durch die ausschließliche Handhabung dieser philosophischen Erkenntnismethode „das Textelement dauernd verdecke“, anstatt es „als erstes und entscheidendes ans Licht“ zu bringen. Wer — nach Barth — sich so

intensiv nur mit der Existenz des glaubenden „Subjekts“ befaßt, zeigt in irgendein Vakuum hinaus. Bultmann entmythologisiert, weil er in der mythischen Ausdrucksweise eine Tendenz zur „Objektivierung“ sieht. Darauf antwortet Barth:

„Sicher ist, daß Sie auch mit dem Wort ‚Objektivieren‘ (sofern es für Sie offenbar nur einen pejorativen Sinn hat: Sicherheit suchen und dergleichen mehr) bei mir auf taube Ohren stoßen, weil ich gerade am Neuen Testament eben das gelernt habe und gerade das ferner hin nicht nur auch, sondern vorzugsweise tun möchte: objektivieren — um erst lange nachher dann auch zu ‚subjektivieren‘! Schrecklicher Gegensatz: mein Interesse an der neutestamentlichen ‚Mythologie‘ ist ausgerechnet das, daß sie die neutestamentlichen Aussagen so unüberhörbar ‚objektiviert‘“. Nach diesem Brief wechselten die beiden Theologen, nach einer Unterbrechung von sieben Jahren in der Zeit von 1959 bis 1966, nur noch wenige kurze Briefe. Barth bezeichnet in einem Brief die damals vieldiskutierte These des Bischofs Robinson in seinem Buch „Gott ist anders“ als „Plattfußtheologie“. Er verwirft es mit Schillers Worten als ein „Dokument von unserer Zeiten Schande“.

Spuren eines Riesenkampfes

Der Ausgabe des Briefwechsels ist ein „Dokumenten-anhang“ beigefügt, der hier in seiner Bedeutung für die theologiegeschichtliche Forschung nicht gewürdigt werden kann. Es sei lediglich noch auf den hier wiedergegebenen ausführlichen Brief Karl Barths an Landesbischof Wurm in Stuttgart vom 25. Mai 1947 hingewiesen. Er ist ein imponierendes Zeugnis für den Freimut, in dem er Bultmanns Lehre gegenübersteht, und für die Leidenschaft, aus welcher Barth auf die Souveränität des Wortes Gottes zeigt. Er gibt dem Adressaten zu verstehen, daß „jede programmatische Begründung der Theologie auf irgend eine philosophische Ontologie der Theologie früher oder später, so oder so, notwendig zum Verhängnis werden muß...“ Wenn der theologischen Exegese und Systematik wie bei Bultmann ein philosophisches „Vorverständnis“ zugrunde gelegt wird, so führt dieser Akt zu christologischen Konklusionen. „Dann kann es“, so schreibt Barth an Bischof Wurm, „für neutestamentliche Sätze wie die von der Messianität und Gottessohnschaft, vom Veröhnungstod, von der Auferstehung und Wiederkunft Jesu Christi nur eine Auslegung geben, laut derer sie als vorstellungsmäßige, durch die Phantasie des neutestamentlichen Zeitalters bedingte Objektivierungen dessen zu verstehen sind, was die dem Menschen durch Jesus Christus vermittelte Begegnung mit Gott für ihn, den Menschen, zu bedeuten hat.“

Wenn Barth die Entmythologisierung Bultmanns, wie er sagt, für einen „geistlichen und geistigen Irrtum“ hält, so will er damit nur den Zentralpunkt der Christlichkeit des Glaubens, wie er uns von den neutestamentlichen Zeugen überliefert ist, festhalten, nämlich: „Daß wirklich das ewige Wort Gottes wirklich im Fleisch und also in dem von ihnen bezeichneten *illic et tunc* als jüdischer Mensch zu uns Heiden kam, für uns litt, in den Tod gegeben und zur Herrlichkeit erhoben wurde.“

Es besteht kein Zweifel, daß dieser Briefwechsel die Spuren des Riesenkampfes trägt, den Karl Barth und Rudolf Bultmann, jeder mit den gerade ihm zu Gebote stehenden Mitteln, miteinander und gegeneinander für die Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft ausgefochten haben. Mit nicht erlahmender Kraft versucht Bultmann die menschliche Voraussetzung für die Aufnahme des Neuen Testaments in der Sprache der existentialen Ontologie nachzuweisen und dadurch der Seinsverfassung des modernen Menschen verstehend entgegenzukommen. Um welchen Preis er diese Anpassung und Indienstnahme der zeitgenössischen Philosophie erkaufte, zeigt ihm Barth unbeirrbar, in trotzigem Mut und nicht ohne einen Anflug von Humor in seinem Widerspruch, der die zentrale kritische Frage Bultmanns überhaupt nicht aufgreift und nur zur Entscheidung des Glaubens angesichts der Souveränität des Wortes Gottes herausfordert. Treffen wir hier nicht auf eine erbarmungslose Christozentrik, die die natürlichen religiösen Anlagen des Menschen ausscheidet oder mißachtet, als ob es keine biblisch vielfach bezeugte Einheit von Schöpfung und Geschichte gäbe. Oder, um das Anliegen Bultmanns noch einmal ins Auge zu fassen: verschwindet in seiner radikalen Besinnung auf den Christus des Glaubens nicht der irdisch-zeitliche Weg seines Kommens durch das Volk *Israel*, das auserwählt ist, den Ruhm des Einzigen zu verkünden (Jes. 43, 21 und 49, 3) und dessen Geschichte auch nach der Menschwerdung Gottes *gegenüber* dem Christentum ihre Bedeutung hat und weitergeht?

Der vorliegende Briefwechsel zwischen den beiden bedeutendsten evangelischen Theologen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts löst die darin berührten Fragen nicht. Aber er vermag uns in ungewöhnlicher Weise den Sinn dafür zu schärfen, daß wir bei aller Wahrung der menschlichen Anknüpfungspunkte für die Existenz im Glauben, diese nicht verabsolutieren, sondern auf den königlich-befreienden Ton von der *Unvergleichbarkeit Gottes* (Jes. 40, 13, 18, 25) hören, wie er uns aus Barths Briefen — trotz aller problematischen Verkürzungen des Menschen — in einer Welt entgegenschlägt, die einer solchen Unterscheidung mehr denn je zu ihrer Selbsterhaltung bedarf.

Ideologische Auseinandersetzungen in der katholischen Studentenschaft

Bis vor wenigen Jahren waren die katholischen Studenten- und Hochschulgemeinden *vorwiegend* darauf ausgerichtet, ihren aus gewohnter Umgebung gerissenen Mitgliedern eine dem neuen Leben gemäße religiöse Heimat zu geben, durch Geselligkeit Gemeinschaft zu stiften, durch eine Art Studium-Generale-Angebot das theologische Wissen kritischer und vielfach der Kirche entfremdeter junger Menschen zu mehren, Hilfestellung zu leisten in Fragen des Studiums und bei persönlichen Schwierig-

keiten. Studentenpfarrer machten manchmal Furore durch liturgische oder ökumenische Experimente und „liberale“ Vorstellungen in Sachen Sexualität. Gegen politische und gesellschaftliche Aktivität oder gar Agitation waren die Gemeinden meist immun. Ein Vortrag von *Karl Rabner* brachte einen überfüllten Hörsaal, zu einer Diskussion mit *Rainer Barzel*, damals gerade durch die Verteidigung des „C“ im Namen der Unionsparteien aufgefallen, kamen nur ein paar Dutzend Interessierte.